

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 45.

Mittwoch, 23. Februar.

1916.

(10. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

[Nachdruck verboten.]

Die Vögel zwitscherten in den noch kahlen Bäumen des Tiergartens, aber die Sonne schien schon ganz warm und schön, als Anne-Marie ihre Schritte zu dem Palais des Geheimen Kommerzienrats Gellenfort lenkte. Heinrich Weber hatte ihr geschrieben, daß die Vorgesprechungen erledigt seien, und daß der alte Herr sie sehen und sprechen wolle.

Als Anne-Marie das gelesen, war einen Augenblick ein merkwürdiger Gedanke durch ihren Sinn geflogen: Also, wie sich auf Schloß Wiesenheim die Beamten und Dienerschaft vorstellten, so ging das stolze Kind eines alten Fürstenhauses, um sich einem Brotherrn vorzustellen. Vielleicht wäre dieser Gedanke, vor einigen Jahren noch, auch ihr unsäglich und unmöglich und erniedrigend gewesen, aber merkwürdig, davon spürte sie nichts, sie kam sich vor wie eingestellt in die Reihen derer, die in kraftvoller, ehrenhafter Arbeit nicht nur den wahren Wert des Lebens suchten und erblickten, sondern die selbst dadurch lieber sich hinauszurückten.

Der Portier, der auf ihr Läuten an der Gartenpforte erschien, führte sie durch den Hausflur in ein im orientalischen Stil reich ausgestattetes Vorzimmer, ließ die elektrischen Lichter aufblitzen und bemerkte mit einer gewissen freundlichen Herablassung, daß er den Diener rufen wolle, der „das Fräulein“ dem Herrn Geheimrat melden würde.

Der Diener, der zu Schnallenschuhen, seidenen Strümpfen und Samthosen ein einfaches Hausjackett trug, war nicht voll Herablassung, sondern voll Würde. Als er ihr die Tür zu des Geheimrats Arbeitszimmer öffnete, dom er die „neue Sekretärin“ gemeldet hatte, schüttelte er den Kopf. Nicht, wie manche, die gekommen waren um diese Stelle — fast eine Dame — nein, wie eine rechte, große Dame, und das — er sah auf die Karte, die sie ihm gegeben und die er noch in der Hand hielt — das hieß Anne-Marie Müller!

Eine wirkliche Dame! Den Eindruck hatte auch der Geheimne Kommerzienrat, der an seinem Schreibtisch am Fenster saß und, obgleich er gewohnt war, sitzen zu bleiben, wenn seine Beamten kamen — er erhob sich unwillkürlich von seinem Stuhl und starrte die hohe Gestalt an, die sich ohne Biererei frei und anmutig näherte, zum Gruß den Kopf neigte und mit ihrer volltönenden Stimme sagte: „Herr Professor Weber schrieb mir, daß Sie, Herr Geheimrat, mich heute zu empfangen wünschten.“

„Ganz recht, mein gnä — — Fräulein, Fräulein Müller, wenn ich nicht irre.“

„Anne-Marie Müller.“

„Sie könnten sofort mit der Arbeit in der Bibliothek beginnen, Fräulein?“

„Natürlich, Herr Geheimrat — ich bin ganz frei.“

„Sie sind wohl schon längere Zeit ohne Stellung?“

„Ich habe noch nie eine Stellung innegehabt, ich wollte eigentlich mein sprachliches Können auf dem Gebiete der Übersetzung verwerten.“

„Und das geht nicht?“

„Es ist sehr aussichtslos, Herr Geheimrat.“

„Über Ihre Vorbildung hat mich Herr Professor Weber unterrichtet — die Hauptsache ist, daß Sie sich gern dieser Beschäftigung widmen.“

„Ich wünschte keine bessere, Herr Geheimrat.“

Der alte Herr sah auf, komisch, wie kurz und sachlich diese junge Dame war.

„Professor Weber sagte mir, Sie seien vom Lande — ohne Eltern.“

„Natürlich, Herr Geheimrat.“

Sein Blick ging prüfend über die junge Dame hin, wahrscheinlich hatte der Vater alles verwirtschaftet und die Tochter mußte sich nach dem Zusammenbruch einer Beruf sichern.

„Schreiben Sie Schreibmaschine?“ Sein Ton klang wieder scharf und scharf.

„Bis jetzt habe ich mich damit nicht beschäftigt, aber ich werde es leicht lernen können.“

„Mit vielleicht nicht nötig, wenn Sie eine gute leserliche Handschrift haben. Die Arbeitsstunden wissen Sie, von 10 Uhr bis 3 Uhr.“

„Ich werde pünktlich sein, Herr Geheimrat.“

„Dann können wir morgen anfangen, Fräulein Müller, ich reise übermorgen auf einige Tage fort und möchte Ihnen selbst einige Direktiven geben.“

„Ich danke sehr, Herr Geheimrat, adieu!“

Wieder ein Neigen des feinen Kopfes und ein paar leichte, leichte Tritte, die über den dicken Teppich klangen — die Tür schloß sich — Fräulein Anne-Marie Müller war gegangen.

Draußen im Freien, unter dem blauen Himmel, atmete sie auf. Das war also ihr neuer Herr! Sie sah ihn noch immer vor sich, die nur mittelgroße gedrungene Gestalt, den runden Kopf mit den frischen Farben, den buschigen, weißen Augenbrauen, der geraden, feinen Nase und den klugen, kühlen Augen, und sie mußte ihn mit der tadellosen Kavaliererscheinung ihres Vaters vergleichen.

Also so sah ein Mann aus, der sich, seiner Arbeit, seinem Fleiß, seinem unermüdblichen Streben fürstliche Reichthümer verdankte, so sah ein Mann aus, der Herr war über Hunderte von Gruben- und Eisenhütten-Arbeitern, ein Mann, der nach des Tages Last und Schaffen sich freute an den Werken der Kunst und Wissenschaft und ihnen in dem fürstlichen Hause, das seine eiserne Energie und seine Eisenwerke geschaffen, ein glänzendes, wundervolles Heim gab, während ihr Vater, nachdem er nur kurze Zeit den Offiziersrock getragen, auf seinem Posten ohne anderes Streben die Jahre verbrachte, als eben das: ein „Fürst“ zu sein, und der es schon Arbeit genug fand, wenn er mit dem Rentmeister und den Bäckern festgestellt hatte, daß die Finanzen in Ordnung seien, um das eintönige Leben im Schloß zu Wiesenheim weiter fortzusetzen. —

Es bedurfte nur einiger weniger Tage, dann hatte Anne-Marie sich in ihre Arbeit eingelebt. Die Bibliothek, an welche sich die köstlichen Säle schlossen, in denen

die Kunsthandsammlungen untergebracht waren, war in einem Anbau des Hauses, der in einem tiefen alten Garten lag. Durch die hohen Fenster drang kein Ton von der Straße, keines fauchenden oder tütenden Autos dorthin. Ein schöner großer Schreibtisch stand in der tiefen Nische des Mittelfensters, und da machte sich Anne-Marie Notizen, stellte sie Listen für die Katalogarbeit auf.

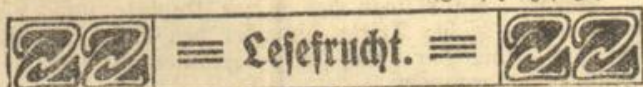
Ein Telefon stand zu ihrer Verfügung und ein Druck auf die elektrische Klingel rief, wenn sie ihn zum Herabholen oder Aufstellen von Mappen gebrauchte, den Dienerburschen herbei.

Nicht ganz ohne Herzklopfen war sie das erste Mal in die Bibliothek getreten, aber schon nach zwei Stunden, in denen der Geheimrat in seiner gewohnten kurzen Art ihr alles gezeigt, ihr seine Wünsche ausgesprochen hatte, kam System in die Sache, und einmal begonnen, sah Anne-Marie klar und genau die Wege, die sie einzuschlagen hatte. Und wenn sie einmal nicht weiter konnte oder irgend etwas Unbekanntes ihr begegnen würde, etwas, wozu ihr Wissen nicht ausreichte, das sie jetzt durch Studium in der Bibliothek und abends daheim aus Werken, die ihr Weber empfohlen hatte, zu bereichern strebte, nun, so gab es einen Sonntagnachmittag bei Heinrich und Edith Weber in Bohlendorf, wo sie sich Rat und Hilfe holte.

Ein neues, wunderbares Leben erschloß sich vor Anne-Marie, nicht nur das Leben der Arbeit, sondern das Leben in wissenschaftlicher Betätigung. Sie dachte oft kaum mehr, daß sie Prinzessin Anne-Marie von Hildburghausen war, sie meinte selbst manchmal, daß sie Anne-Marie Müller sei und die zu Anfang oft qualende Sehnsucht nach dem Bruder und die sanftere nach der Freundin hatten einem stillen freundlichen Gedanken an diese beiden liebsten Menschen Platz gemacht.

Dadurch, daß sie eine ernste Arbeit hatte, die ihre Zeit nicht nur, sondern auch ihre Gedanken vollständig ausfüllte und beherrschte, hatte sie auch nicht wieder Gelegenheit gehabt, die heimatische Zeitung zu lesen. Ob sich wohl die Notiz, daß die Prinzessin Anne-Marie wahrscheinlich nervenkrank war, wiederholt hatte? Ob wohl Karl-Friedrich ihrer öfter gedachte und ob sie nicht lieber Christine dennoch hätte Gelegenheit geben sollen, ihr auch einmal einen Gruß zu senden?

(Fortsetzung folgt.)



Woh! die Standhaftigkeit und Beharrlichkeit besiegt Hindernisse und macht uns zu dem, was aus uns werden kann. Schiller.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg. *)

Hindenburgs Zukunftsraum.

Allmählich reiste in dem jungen Hindenburg der Kluge und umsichtige Truppenführer heran. Als er noch Leutnant war, sagte einmal ein Kamerad zu ihm, mit dem er sich lebhaft unterhielt: „Mein einziger Wunsch ist, an der Spitze eines Regiments zu stehen und es mit Hurra gegen den Feind zu führen!“ Hindenburg schweig einen Augenblick, dann sagte er: „Für mich müßte es das Ganze sein!“ Jetzt hat er das Ganze.

Aufsprache Hindenburgs an die Zehner-Gusaren.

Wälvend der Zeit, in der Hindenburg kommandierender General in Magdeburg war, feierte der Verein ehemaliger Zehner-Gusaren sein 25. Stiftungsfest. Hindenburg hielt die Ansprache und führte dabei aus: „Kameraden! Ich bin überzeugt, die grünen Gusaren sind bereit, jeden Befehl an-

*) Aus dem demnächst erscheinenden Buche „Hindenburg. Ein Lebens- und Charakterbild in hundert Erzählungen“, verfaßt von Hermann Schindler, dem Verfasser der beiden Bücher „Bismarck, Sein Leben und sein Werk“ und „300 Bismarck-Erzählungen“. Verlagsgesellschaft Apollo, Dresden. Das Buch, das zur rechten Zeit vor dem goldenen Jubiläum (7. April) Hindenburgs erscheint, verspricht ein Lieblingsbuch des deutschen Volks und der deutschen Jugend zu werden.

weigerlich und ohne Zögern auszuführen, und wenn es gälte, den Teufel aus der Hölle herauszuholen!“

Hindenburgs Schnurrbart.

Als Hindenburg im Jahre 1903 noch Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe war, kam er öfters morgens auf den Exercierplatz geritten und schaute sich die Rekruten des 1. Grenadier-Regiments an. Für die Rekruten war er besonders durch seinen mächtigen Schnurrbart, den er damals trug, kennlich. Eines Tages stellte er an einen Rekruten, der nicht gerade besonders geistreich aussah, einige Fragen, unter andern auch die, wer er sei, worauf die Antwort folgte: „Seine Exzellenz der Generallieutenant v. Benedendorff und Hindenburg, Kommandeur der 28. Division.“ Der General war verwundert, daß der Mann das wußte, und fragte weiter: „An was kennst du mich denn, mein Sohn?“ Antwort: „Am Schnurrbart!“ Hindenburg lachte herzlich und ritt davon.

Der Ruf des Kaisers an Hindenburg.

Im Jahre 1911 ließ sich Hindenburg nach achtjährigen Tätigkeit als kommandierender General des 4. Armee-Korps in Magdeburg und nach 45jähriger Dienstzeit überhaupt zur Disposition stellen. Er nahm seinen Wohnsitz in Hannover. Hier lebte er schlicht und recht wie ein Beamter im Ruhestand. Nur wenige kannten den alten stattlichen Herrn, wenn er über die Straße und durch die Anlagen ging. Da bricht der Krieg aus. Sofort stellt sich Hindenburg in deutscher Mannentreue seinem obersten Kriegsherrn zur Verfügung. Sehnsüchtig hofft er auf Verwendung. Aber Wochen vergehen. Das Warten wird ihm schwer, sehr schwer. Samstag, den 22. August, nachmittags, sieht er am Kaffeetisch. Um 3 Uhr klingelt es. Ein Bote bringt eine Depesche vom Kaiser: Hindenburg möge sich bereit halten, Sonntagmittag abzuweichen. Eine halbe Stunde später trifft eine zweite Depesche ein: der zu seinem Generalstabschef ernannte General v. Dudenorff werde ihn bereits Samstagabend zwischen 3 und 4 Uhr mit Sonderzug in Hannover erwarten. Abends 7½ Uhr trifft das dritte Telegramm ein: Seine Majestät habe ihn zum Führer einer Armee an der Ostfront ernannt. Der Traum seines Lebens ist erfüllt. So rasch wie möglich trifft Hindenburg die Vorbereitungen zur Reise. Sie erfolgt so schnell, daß ihm der Schneider das Maß zur selbstgenähten Uniform auf der Fahrt zum Bahnhof nehmen muß. Der Sonderzug, bestehend aus Lokomotive, Speise- und Schlafwagen, bräut heran. Hindenburg steigt ein und begrüßt Dudenorff. Während der Fahrt bespricht er sich mit ihm. Danach entwirft er seinen Plan. Sonntagmittag 2½ Uhr trifft der Zug in Marienburg ein. Das war am 23. August, und bereits am 28. August vernichtete Hindenburg das russische Heer bei Tannenberg. Der Kaiser hatte den richtigen Mann an die richtige Stelle gestellt.

Hindenburgs Winterschlacht in Masuren.

Nach der Schlacht bei Tannenberg wurde die deutsche Wehrmacht im Osten stark vermehrt. Anfang Februar stehen 250 000 Deutsche 220 000 Russen gegenüber. Am 1. Februar hat Hindenburg den Aufmarsch seiner Truppen beendet, und sofort geht er nun an die Ausführung seines Planes. Die Kämpfe beginnen. Auf allen Stellen werden die Russen zurückgedrängt. Staluppen, Eydahnen und Wibalzen fallen in deutsche Hand. Überall wird der sich zurückziehende Feind kräftig verfolgt. Unfägliche Anstrengungen und Mühsale erdulden unsere Tapferen. Strenge Kälte, dichtes Schneegestöber, heftiger Sturm hindern den Vormarsch. Schlitten bleiben im Schnee stecken, Kraftwagen gelangen nicht von der Stelle, Kanonen kommen nur mit Hilfe der Bedienungsmannschaften und der Infanterie vorwärts. Die Kräfte der Zugtiere erschöpfen. Pferde bleiben ermattet liegen. Doch nichts kann den Vormarsch hemmen. Jeder Führer, jeder Offizier und jeder Mann weiß, es gilt, die ganze 10. russische Armee einzukreisen und zu vernichten. Siegreich dringen die Deutschen am 10., 11. und 12. Februar gegen Markampol, Grajewo, Augustowo und Suwalki vor. Beträchtliche Kräfte des Feindes stehen noch bei Ryk. Aber auch hier wird der letzte Widerstand durch die Kämpfe am 13. und 14. Februar gebrochen. In regelloser Flucht sucht der Rest der Russen über die Grenze zu entkommen. Am 15. Februar ist der Sieg vollendet. Und das Ergebnis des gewaltigen neuartigen Ringens? Ostpreußen ist endgültig von seinen Bedrängern befreit. 110 000 Gefangene, 300 Geschütze, 200 Maschinengewehre, unzählbares Kriegsmaterial sind erbeutet. Zum dritten Male hat Hindenburg eine ganze russische Armee vernichtet. Kein Deutscher wird je vergessen, was dieser Held getan hat im wiederholten Löwenkampf gegen den Wären im Osten.

Hindenburgs äußere Erscheinung.

Hindenburg ist eine achtungsgebietende Erscheinung, groß, stämmig, breitschultrig, redenshaft. Ein mächtiger Kopf krönt die hohe, muthige Gestalt, die von den Jahren noch nicht gebeugt ist. In seiner aufrechten Haltung und in seinen Bewegungen ist der Held ein Bild von Kraft und Gesundheit, Ruhe und Entschlossenheit. Er sieht weit jünger aus, als er ist. Das aufrechtstehende grauweiße Haupthaar trägt er kurz. Der kriegerisch aussehende volle Schnurrbart ist zum Teil noch blond. Tief unter der krautvollen, durch gründliche Denktätigkeit gefurchten Stirn liegen kleine, blaue Augen, die klar und gültig, prüfend und wohlwollend in die Welt blicken. Aus dem Antlitz spricht Bestimmtheit, Hoffnung und grundsätzliches Wesen. Die Stimme ist tief, ernst und gelassen. Hindenburg gleicht einer „alten fernfesten Eiche“ und erinnert an die Germanenhelden im Teutoburger Walde.

„Dankt dem da oben!“

Als Hindenburg am Freitag, den 18. September 1914, nach Graudenz kam, umdrängten Hunderte seinen Kraftwagen und jubelten ihm zu: „Hoch! Hurra! Heil Hindenburg! Hoch der Befreier Ostpreußens! Hoch der Beschützer Westpreußens!“ Viele Ketten auf die Hände, um ihn besser zu sehen. Andere wollten ihm dankbar die Hand drücken. Der Generaloberst dankte unausgesetzt militärisch grüßend. Dann hob er die Rechte gen Himmel und sagte mit seiner mächtigen Wahstimm: „Dankt dem da oben! Nicht ich, sondern Gott im Himmel hat es so gemacht!“ Und rasch fuhr er nach der Thorner Straße weiter.



Aus der Kriegszeit.

Die Zeppelingezeit. Die Pariser haben ein neues Wort geprägt. Es heißt „Zeppelingezeit“ und ist neuerdings in aller Leute Munde. Man spricht nicht mehr von Hundstille, Nebel, Regen, Mondschein oder ägyptischer Finsternis, sondern beobachtet die verschiedenen Erscheinungen der Witterung und Jahreszeit nur noch darauf hin, ob ihre Summe etwa ergibt, was man mit bedeutungsvollem Kopfnicken und einer gewissen Bestimmung die Zeppelingezeit nennt. Um dem deutschen Leser einen näheren Begriff der Bedeutung dieses neuen Wortes zu geben, sei hierfür die folgende Erklärung des „Journal des Débats“ angeführt: „Wenn die Schleier des Abends sich über das Häusermeer der Hauptstadt herabsenken, zur Stunde der Poeten und Träumer, steckt der Pariser Bürger den Finger in den Mund, beneht ihn hinreichend und hält ihn dann in die Luft empor, um sich dieserart der Windrichtung und Windstärke zu vergewissern. Dann schüttelt er den Kopf, und hierauf folgen neue Betrachtungen, da unsere Sicherheit ja nicht allein von der Windrichtung abhängig ist. Wir wenden also den Blick gen Himmel und betrachten das Himmelsgewölbe mit eingehender Sorgfalt. Wenn wir hellen Mondschein feststellen, so halten wir erstens das Erscheinen von Zeppelinen für unwahrscheinlich und beruhigen uns zweitens mit dem Gedanken, daß wir das Ungeheuer schon auf große Entfernung zu erblicken vermöchten. Man nennt dies also keine Zeppelingezeit. Ist der Wind aber unerfreulich, die Luft voll feuchter Nebel und der Mond verhüllt, so spricht man von der Zeppelingezeit, wie man früher vom Regen oder von der Kälte sprach. Abends für Abend stehen zahlreiche Pariser auf den Boulevards umher und betrachten den Himmel wie die Magier des Altertums. Sie entfalten ihre astronomischen Kenntnisse, die sich allerdings in den meisten Fällen auf die Namen einiger bekannter Sternbilder beschränken. Und überall fällt das gespenstische, welligende Wort: Zeppelingezeit. Leider aber sind alle diese Betrachtungen höchst unvollkommen. Es gibt für diesen Fall nur ein einziges wissenschaftliches Mittel: wenn ihr einige starke Explosionen hört und einige Minuten später die Signale und das Wagnersglocken der Feuerwehr vernehmt, dann, Bürger von Paris, herrscht kein Zweifel mehr: die Zeppelingezeit ist gekommen!“

Die prophetische Frau von Theben. Die übersinnlichen Andeutungen, Geistesbeschwörungen und Prophezeiungen nehmen in Frankreich kein Ende. Wenn Paris schon vor dem Kriege eine Stätte der Wahnsagerinnen, Kartlegerinnen, Magiern und Hypnotisatoren war, so ist es jetzt

im Kriege geradezu ein Paradies für alle diese mehr oder weniger hochaplerischen Industriellen der Zukunft geworden. Vereine zur Beschwörung des Geistes Napoleons werden gegründet, Zeitschriften aus der vierten Dimension werden herausgegeben, und das Geschäft der Propheten und Prophetinnen aller Art treibt ebenso unsaubere und lächerliche wie einträgliche Mäulen. An der Spitze dieser für den Geisteszustand der Pariser Gesellschaft und der breiteren Schichten des ganzen Volkes bezeichnenden Bewegung steht aber noch wie vor die unter dem Namen „Madame de Thebes“ in Frankreich berühmte Prophetin, die alljährlich der staunenden Welt die Zukunft des nächsten Jahres verkündet. Während die weiße Frau von Thebes das Jahr 1914 als das „Jahnnennjahr“ und 1915 als das Jahr des düsteren Nebels bezeichnet hatte, verkündete sie nun dem verwunderten Volke über das Jahr 1916, daß „die Sonne zuerst noch hinter einem roten und schwarzen Gitter verborgen bleibt, schließlich aber strahlend in leuchtender Klarheit hervorwachen wird“. Diese aus weißer Vorstadt in dunkle Symbole gehüllte Prophezeiung wird von der französischen Presse mit höchstem Eifer zum Ausdruck gebracht, daß 1916 der Weltstreit sein Ende finden soll, indem die Alliierten sich den Lorbeer des Sieges auf ihren gegenwärtig noch stark umwölkten Häuptern brüden. Die Sonne, heißt es weiter in blühendem Lufst, haben ein Meer von Blut sich ausbreiten lassen, das durch den starken Willen Frankreichs eingedämmt und ausgetrocknet werden soll. Der Krieg wird — nach der Stellung der Sterne — in der Wende von März-April oder aber September-Oktober beendet werden. Deutschland und Österreich werden Unglück und Entsetzen sehen. In Frankreich und England aber werden die Schatten sich zerteilen, und die Sonne des Triumphes wird am Himmel emporsteigen, um auch das besetzte Polen und Serbien glorreich zu bestrahlen. . . . Nun wissen wir also alles über das Jahr 1916, wie Madame de Thebes sagt, steht es in den Sternen geschrieben. Nur schade, daß die berühmtesten Sternkundler, die Astronomen, sich dieser Betrachtung völlig gegenüberstellen. Sollten sie in den Sternen das Gegenteil gelesen haben? Wie dem auch sei, es ist im höchsten Grade charakteristisch, daß die französischen Blätter die Prophezeiung — wie alle anderen — ehrsüchtig abdrucken und mit ebenso langatmigen wie phrasenreichen Auseinandersetzungen versehen. Das „Journal des Débats“ meint sogar, daß man nunmehr völlig beruhigt sein könne. Wenn die Unmöglichkeit der Franzosen weitere Fortschritte macht, werden sie noch die Parlamentskritiker durch Kriegsprophezen und die Generale durch Kartlegerinnen ersetzen. Wir halten uns allerdings lieber an die Tatsächlichkeit unserer Generalstabsberichte. Aber dafür sind wir ja auch phantasielose Barbaren.

„O du lieber Augustin“ — ein Festlied. Wer kennt nicht das Liedchen: „O du lieber Augustin, alles ist hin?“ Wer aber weiß, aus wie seltsamem Anlaß, in welcher grausigen Zusammenhang dieser tragikomische Song entstand? Richard v. Krafft erinnert daran in einer trefflichen, in der „Österreichischen Bibliothek“ des Insel-Verlags erschienenen Auswähl aus den Werken des Abraham a Sancta Clara, die den Wiener Predigermönch mit Recht als den klassischen Vertreter der deutschen Barock-Karikatur darstellt und unter und heimlich machen möchte. Der „Liebe Augustin“ war ein bekannter Spielmann in Wien, der auch in dem furchtbaren Pestjahr 1679 seinen Humor nicht verlor und dessen unerschütterliche, über alles triumphierende Lustigkeit in dem toll ironischen Liedlein unsterblich fortlebt. Abraham erzählt von ihm die folgende Geschichte: Der liebe Augustin ließ auch in den Tagen des „großen Sterbens“, da in Wien alle Gassen voll Pestleichen lagen, nicht von seiner Gesinnung, sich täglich tüchtig vollzuziehen, und lag eines Abends bezaubert auf der Straße. Die Totengräber hielten ihn für einen eben Verstorbenen, legten ihn auf ihren Wagen und warfen ihn mit den übrigen Toten in die Gruben. Da lag er nun unter den Opfern der Pest die ganze Nacht. Als er aber des anderen Tages nüchtern erwachte, konnte er gar nicht begreifen, wo und in was für einer Gesellschaft er sich befände. Dem Glück hing ihm die Sachseise noch am Gürtel. Auf dieser hing er zu spielen an und lockte dadurch Leute herbei, der ihn nicht ohne Verwunderung herauszogen. Auf diesen Anlaß ist wohl das Lied zurückzuführen. Genauer und mit Namensnennung des Augustin schildert die gleiche Begebenheit Konstantin Frey in seinem 1694 erschienenen, die Pestkriege beschreibenden Werk „Wunderbarer Morschwung“.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Novellen usw.

* „Vater und Vaterland.“ Roman von Edith Gräfin Salburg. (Verlag von H. Glaser Nachf., Leipzig.) Dieses Buch ist im wahren Sinne des Wortes ein Handlungs- und Zeitroman. Ohne auf das Psychologische und Innerliche des Mädchengemüts einzugehen, schildert Gräfin Salburg wie die junge Tochter eines deutschen Offiziers und einer französisch gesinnten Glästerin in einem von Französinen geleiteten, internationalen Mädchenpensionat in der Schweiz erzogen wird, dort dem Vater und dem Vaterland entfremdet, schließlich doch durch den Krieg wieder den Weg zu ihnen zurückfindet. In spannender Weise geschrieben, haftet, der an Zustands- und Gesellschaftsschilderung reiche Roman doch zu sehr an Außerlichkeiten und sprüht förmlich von französischen Broden, die gar nicht zu dem vornehmen Nationalstolz der Verfasserin passen wollen. M. Ch.

* „Soldatenfrauen.“ Novellen von Max Rastauer. (Verlag von Karl Reizner in Dresden.) Traurige, liebe kleine Geschichten erzählen uns von Soldatenfrauen, die tapfer das Los der Überlebenden ertragen, die der großen Zeit mehr opfern als die Helden da draußen; die mehr als ihr Leben, die ihre Liebe und ihr Liebste dem Vaterlande geben müssen. Max Rastauer beginnt sich auf dem Gebiet der Novelle einen Namen zu machen, er versteht zu fesseln und mit kurzen, scharfen Strichen ein Bild zu zeichnen, das uns im Gedächtnis bleibt. Es ist nicht alles gleichmäßig gut, was er schreibt, aber aus jeder Zeile weht uns der Hauch seiner großen Menschenliebe an und vor allem seine Liebe zu den Frauen. Sein „Heilig sind die Frauen“ ist wie eine Hymne an die deutsche Frau zu lesen und die deutschen Frauen dürfen stolz darauf sein, daß ein Frauenkenner und Frauenarzt solche Worte fand. O. S.

* „Beim deutschen Kronprinzen und seiner Armee.“ Eine feldgraue Vortragsreise von Marcell Salzer. (Verlag Anton J. Benjamin, Hamburg.) Salzers feldgraue Vortragsreise beginnt in Wiesbaden und schildert unsere schöne Stadt im Kriegs-April 1915, der für ihn den Aufstakt gibt „zur Front“. Anschaulich und fesselnd wie Salzer, der beliebte deutsche Redner vorzutragen weiß, weiß er auch zu erzählen, man liest das Buch in einem Zug, er weiß die Härten des Krieges lebenswichtig zu umschreiben, gibt einige gute Gedichte, auch eine kleine ergreifende Novelle, die bei seinen Vorträgen eines besondern Verfalls sicher waren, dazu, und läßt sein Mädchen Kriegserinnerungen in die Welt flattern, in dem sicheren Bewußtsein, daß es die Anzahl seiner Freunde und Anhänger vermehren wird. O. S.

* „Das heutige Bulgarien“ von Paul Lindenberg. Mit zahlreichen Abbildungen. (Verlag von Adolf Bong u. Co., Stuttgart.) Seit einem Vierteljahrhundert ist Paul Lindenberg, der wohlbekannte Reiseführer, mit den Verhältnissen unseres jüngsten Bundesgenossenstaates aufs genaueste vertraut. So war er der rechte Mann, um uns über Geschichte und Zustände des so mächtig emporblühenden Bulgariens alles Wissenswerte mitzuteilen. Das Buchlein wird seinen Zweck erfüllen und der so hoffnungsvoll begonnenen Verbrüderung deutscher und bulgarischer Interessen dienen.

* „Tagebuch des Königs Karl von Rumänien als Ordnungsoffizier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen im Feldzug 1864.“ Mit Einleitung von Paul Lindenberg. (Verlag von Adolf Bong u. Co., Stuttgart.) Ein interessantes geschichtliches Dokument wird hier zum ersten Male der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, das Tagebuch des jungen Hohenzollernprinzen aus dem Dänisfeldzuge von 1864, in dem der spätere Sieger von Meyna seine ersten kriegerischen Erfahrungen sammelte. Es ergänzt so, was wir schon früher von den Memoiren des Königs Karol erfahren, in dankenswerter Weise. Wie der Herausgeber durch den Herrscher selbst diese Aufzeichnungen erhielt, erzählt die Einleitung.

* „Der Wall von Eisen und Feuer.“ Ein Jahr an der Westfront von Prof. Dr. Georg Wegener. (Leipzig, H. A. Brockhaus.) Der Verfasser dieses Buchleins, Professor Dr. Georg Wegener, der als Geograph und Forschungsreisender schon bestens bekannt ist und den Kronprinzen auf seiner Indienfahrt begleitet hat, weist seit Ausbruch des Weltkrieges als Kriegsberichterstatter im Hauptquartier des Westens. In diesem Werkchen, das einen Auszug aus einem höchstens erscheinenden großen Buch desselben Namens bildet, erzählt er uns in 88 knappen, sehr klar und fesselnd geschriebenen Skizzen von seinen Eindrücken, die er an der Front und im besetzten Gebiete empfangen hat. Von den vielen anderen ähnlichen Büchererscheinungen zeichnet sich dieses sehr vorteilhaft durch die Schlichtheit und Wahrschafflichkeit der Schilderung aus. M. Ch.

Novellen und Romane.

* „Der Sendling“ von Alfons Baquet. Mit einer Einleitung von Heinrich Geffert und Bildern von Professor Arlt. (Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg 1914.) Der Drang nach Wissen und Erleben hat Baquet früh in die Ferne getrieben. Er hat Europa, Asien und Amerika bereist und reiche Ernte in die Heimat gebracht. Der vorliegende Auswahlband, von dem Einzelheiten bereits in dem prachtvollen Werke „Si“ veröffentlicht sind, bringt ein aufeinanderhängendes Stück, die Reise mit der sibirischen Eisenbahn. Die Tatsache, daß sich in Baquets Person der Volkswirtschaftler mit dem Dichter eint, verleiht dem „Sendling“ eine starke lebensvolle Darstellung. Sicher wird das Bild Sibiriens manchen Leser überraschen und fesseln. Der Dichter zeigt hier dem Deutschum neue Ziele und Wege zur Erfüllung der großen Aufgabe: Vergeistigung der Erde durch das deutsche Wesen. Von derselben Bedeutung ist die Erzählung „Der Knecht“. Der russische Begleiter, der den deutschen Gelehrten in der Einöde der Mongolei verlassen will, ist ganz vorzüglich gestaltet; eine ernste Situation, die aber doch auch wieder von einem recht gefunden Humor gestreift wird; dramatisch lebendige Zwiegespräche, herrliche Landschaftsbilder, belehrende Aufklärung über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen erheben das Buch weit über eine reine Unterhaltungslektüre. M. v. L.

* „Matterhorn.“ Ein Hochgebirgs-Roman von Theodor Wundt. (Verlag von Rich. Bong, Berlin W.) Nicht den Hintergrund, sondern den Mittelpunkt des Romans bildet der Matterhorn, welcher als ein übernatürliches, lebendes Wesen, als ein gewaltiges Symbol in die Höhe ragt, die Menschen, welche seine Schneegrenze überschreiten, in seinen Bann zwingt und ihre Geschicke beherrscht. So gehört ihm der begeisterte Vergsteiger Hermann Gronau, der alljährlich auf seinem Gipfel Mut und Kraft zu der mühseligen Alltagsarbeit des Ingenieurs sammelt. So verfaßt seiner Jäuber auch die millionenschwere Amerikanerin Ellen Sanders, die ihn aus Sensationslust an der Seite Gronaus bestiegt. Dort oben, losgelöst von den kleinlichen Bedenken der Menschen des Alltags, lernen sie sich verstehen und lieben. Unten dann, im Wirbel des Gesellschaftslebens, verläßt Ellen den armen Ingenieur, der aus Verzweiflung und Trost ein ungeliebtes Mädchen heiratet; aber der in Ellens Herzen entzündete Funke glimmt weiter und zwingt sie nach 2 Jahren, am Jahrestage, wieder nach Zermatt. Sie findet dort Gronau, die alte Liebe flammt auf, und da auch sie, von einem gewissenlosen Spekulanten im Zwang gehalten wird, suchen beide den Tod auf dem Berge. Doch der Matterhorn rettet sie. Er vernichtet den Quäler Ellens, gibt Gronaus Frau den Mut zur Selbstaufopferung und vereint die Liebenden zum neuen Leben. M. Ch.

Kunst und Kunstgeschichte.

* „Handbuch der Kunstwissenschaft.“ Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Frh. Burger, München. Mit ca. 4000 Abbildungen. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neudamm.) Dieferung 19. Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst, Heft 8. Auch in der vorliegenden Dieferung 19, in welcher Prof. Dr. Wulff seine „Altchristliche und byzantinische Kunst“ fortsetzt, sind alle Vorzüge der früheren Hefte enthalten. Wulffs Arbeit ist in seiner Klarheit und Beherrschung des Stoffes geradezu grundlegend für unsere Kenntnis dieses Kunstgebietes. Wie vielseitig seine Darstellung ist, zeigt ein Hinblick auf den Inhalt dieser Dieferung u. a.: Die hellenistische Basilika, Kleinasien, Syrien. Erhaltene Basiliken in Konstantinopel und Saloniki. Fortbildung der hellenistischen Basilika in Kleinasien. Anfänge des Basilikenbaus in Rom. Die konstantinischen Basiliken an den Gräbern der Apostelfürsten. Umwandlung von Palasthallen und Privatbasiliken in Kirchen. Entstehung und Entwicklung der jüngeren Basiliken Roms. Als Unterformen erhaltene und wieder entdeckte Basiliken. Die Basiliken Syriens und Palästinas usw.

Lehrbücher.

* Tausende, die für den langjährigen Besuch höherer Lehranstalten nicht die erforderlichen Mittel haben, oder die zum Besuch von Unterrichtsanstalten infolge ihres Berufes nicht die nötige Zeit hatten, oder die an Orten wohnen, an denen sich keine höheren Unterrichtsanstalten befinden, haben durch die Selbstunterrichtsbücher der Methode Ruffin (Verlag von Bonnes u. Sachfeld, Potsdam), nicht nur eine umfassende Bildung erworben, sondern auch durch das Studium Prüfungen abgelegt. Ramentlich ist die Zahl derer groß, die die Einjährig-Freiwilligenprüfung, das Abiturienten-, das Mittelschullehrer-, das Lehrerinnenexamen, die Seminaranfahmepfung bestanden.